



„Vom elenden zum ewigen Leben (Augustin). Die Gnade des Übergangs“

20. Landeskirchlicher Hospiztag

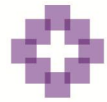
Akademie des Sports, Hannover

11. August 2017

- Es gilt das gesprochene Wort -

„Literatur kennt nur zwei Themen. Die Liebe und den Tod. Alles andere ist Mumpitz.“ Das ist einer der resümierend-wichtigen Aussagen des Literaturkritikers Marcel Reich Ranicki. Die Liebe und der Tod. Schiller, Heine, Mörike, Hölderlin, Kleist, Goethe, Hesse und viele andere haben sich immer wieder dieser beiden Grundthemen in ihren literarischen Werken angenommen. Auch im Film ist das Sterben allgegenwärtig, kaum ein Film, in dem nicht gestorben wird. Wir als Zuschauer sind Zeuge von unzähligen Toden und Toten in Western, Science Fiction und Historienfilmen geworden. Filmliebhaber und Fachleute werden nicht müde, die „legendärsten“ Sterbe- und Todes- und Mordszenen der Kinogeschichte zu küren. Die berühmte Szene fällt den Älteren ein vom Tode Winnetous, bei dem wir als Jugendliche sogar als coole Jungs eine Träne aus dem Auge wischen mussten.

Mit dem alltäglichen Sterben haben diese Filme nichts zu tun und in der Tat finden sich in den genannten Best-off-Listen verhältnismäßig wenig Filme, die sich mit der Endlichkeit menschlichen Lebens und dem Umgang mit dem nahenden Tod auseinandersetzen oder gar der Frage nachgehen, ob es ein „gelingendes“ Sterben gibt und wie dieses aussehen könnte. Dabei sind gerade in den vergangenen Jahren eine ganze Reihe von wunderbaren Filmen über das Älterwerden und das Sterben entstanden. Ein schönes Beispiel für eine weit verbreitete Vorstellung vom „guten“ und „gelingenden“ Sterben sehen wir im Film „Antonias Welt“ (Marleen Gorris, 1995). Wir werden Zeuge einer Idealvorstellung vom Tod: Antonia erwacht nach einem langen, erfüllten, eigensinnigen Leben eines Morgens, mittlerweile fast 90jährig, und weiß, dass sie heute noch sterben wird. Sie ruft die Menschen zu sich ans Bett, mit denen sie dieses Leben geteilt hat, schaut jeden noch einmal an, widmet jedem noch einmal ihre Gedanken und tut – lebenssatt – ihren letzten Atemzug. 90-jährig, ohne Schmerzen, in Frieden, am liebsten im Schlaf. So wünschen sich viele ihren Tod. Und fürchten sich davor, dass es anders sein könnte. Die Furcht vor dem Tod ist fast jedem menschlichen Wesen eigen. Die Angst richtet sich auf das Wie des Sterbens selbst, auf Angst vor Schmerzen, vor Selbstaufgabe, auf die Tatsache, dass das Leben endlich ist und wir am Ende kapitulieren müssen. 70 Prozent der Deutschen unter 30



haben Angst vor Tod und Sterben.¹ Sie ist unser dunkler Schatten und vielleicht der zuverlässigste Begleiter, den wir im Leben haben. Und sie mag die tiefste Ursache sein für ein Leben in Sorge, dass in jedem Augenblick um seine Endlichkeit weiß. Als Grundbefindlichkeit des Daseins beschreibt der Philosoph Martin Heidegger die Angst. Die Angst als »letztes Fundament des Seins« verleiht dem In-der-Welt-Sein seine ursprüngliche Verfassung, welche in der Sorge zum Ausdruck kommt (GA 20, 404). »Das Wovor der Angst« ist »das Nichts« (GA 20). Die Aussicht auf die Begrenztheit des Lebens bleibt die Grunderschütterung unseres Daseins.

Der Kirchenvater Augustinus warf vor 1600 Jahren einen sehr kritischen Blick auf diese Angst und die Überbewertung des Lebens vor dem Tod: „Welche Mühe wendet man daran, nur um längere Zeit Mühseligkeiten zu haben; und wenn der Tod bevorzustehen scheint, so weicht man ihm aus, um ihn länger fürchten zu müssen! Denn wie viele Todesarten sind bei den so zahlreichen Zufällen, denen menschliche Gebrechlichkeit ausgesetzt ist, zu fürchten, und wenn eine von ihnen trifft, der hat sicherlich die übrigen nicht mehr zu fürchten; dessen ungeachtet aber flieht man diese eine, um alle fürchten zu müssen. Wie groß sind die Schmerzen derer, die sich von den Ärzten behandeln und operieren lassen! Geschieht das etwa, damit sie nicht sterben? Nein, sondern damit sie ein wenig später sterben! Viele gewisse Pein nimmt man auf sich, um sich wenige ungewisse Tage noch zu erwerben, und während man sich durchaus nicht entschließt zu sterben, um den Peinen zu entgehen, sondern leiden will, um nicht zu sterben, ereignet es sich, dass man sowohl leiden als auch sterben muss. Mit dieser übertriebenen Liebe zum Leben ist noch das große, überaus furchtbare und verabscheuungswürdige Übel verbunden, dass viele, während sie ein wenig länger leben wollen, Gott „bei dem die Quelle des Lebens ist“, schwer beleidigen. Während man also erfolglos das Ende des Lebens fürchtet, das doch einmal kommen wird, schließt man sich vom ewigen Leben aus. Man liebt dieses elende und kurze Leben, verliert aber ein überaus glückseliges und ewiges Leben. Denn man liebt an diesem Leben nicht sein Elend, man will vielmehr in ihm glücklich sein; auch liebt man nicht dessen kurze Dauer, da man es ja ewig leben möchte.“²

Diese Sätze des Kirchenvaters sind nur zu begreifen, wenn man die religiöse „Stimmungslage“ jener Zeit versteht. Man lebte als frommer Mensch in der Gewissheit eines Lebens nach dem Tod bei Gott. Das Leben in dieser Welt war nicht das endgültige, absolute und vor allem, das einzige. Sondern es wartete ein Dasein bei Gott auf einen. In einer erfüllenden Weise, die alle Schmerzen und Krankheiten, alle Sorge und Lebensnot hier und jetzt überwinden werde. So wie es am Ende

¹Vgl. http://www.focus.de/wissen/mensch/neurowissenschaft/positive-abschiedsworte-psycho-studie-beruhigt-zu-sterben-ist-weniger-schlimm-als-wir-befuerchten_id_7232729.html

² Bibliothek der Kirchenväter, Augustinus, Drittes Buch, Seite 3, KEMPTEN & MÜNCHEN, VERLAG DER JOS KÖSELSchen BUCHHANDLUNG

der Bibel in der Apokalypse heißt: „Siehe Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen.“ (Offb, 21,4) Dieses Erste ist unser vergängliches, schmerzvolles Leben in dieser Welt.

Doch diese Gewissheit eines Lebens nach dem Tod ist selbst innerhalb des christlichen Lebens als prägendes Glaubensgut herausgefallen. Und so fragen wir: Was ist gutes Leben? Was ist gutes Sterben? Und gibt es eine Gnade des Übergangs?

Gutes Leben mag, während man unbeschwert lebt, noch auf einen größtmöglichen gemeinsamen Nenner gebracht werden können. So hat es der amerikanische Sozialpsychologe Abraham Maslow bereits 1943 mit seiner populären Bedürfnispyramide skizziert (Motivation and Personality). Auf seinen unteren drei Stufen finden sich als Bedürfnisse: Existenzsicherung, Sicherheit und soziale Eingebundenheit. Fast alle in der Menschheitsgeschichte gegründeten Institutionen und Gemeinschaften versuchen, diese drei Grundbedürfnisse zu befriedigen. Doch zum Leben gehört mehr, weiß Maslow zu einer Zeit als man bereits die ersten Schritte in der Konsumgesellschaft gegangen ist. Auf seiner vierten und fünften Stufe finden sich jene menschlichen Bedürfnisse wieder, die mit Geld nur schwer zu kaufen sind: Anerkennung, Respekt und - ganz oben - Selbstverwirklichung. Bemerkenswert, dass er 1970, kurz vor seinem Tod, diese Pyramide noch um eine weitere Stufe erweiterte: um Transzendenz, also die Suche nach Gott, nach einer das individuelle Selbst überschreitenden Dimension oder nach etwas, das außerhalb des beobachtbaren Systems liegt.³ Nun ist dieses Modell, gerade weil es so systematisch die das Leben fördernden und notwendigen Bedingungen hierarchisiert, immer wieder kritisiert worden. Doch auch ohne Pyramide kann man schnell zustimmen, dass es Lebensinhalte sind, die zu einem erfüllten Leben dazu gehören. Auch wenn vermutlich bei der Frage der Transzendenz überzeugte Atheisten behaupten, es ginge auch ohne. Doch in diesem Tableau der lebensnotwendigen Attribute ist aufgehoben, was gutes Leben sein kann.

Doch wie sieht eigentlich gutes Sterben aus und wie viel hat das Sterben auch mit dem Leben zuvor zu tun? Ist gutes Sterben der plötzliche Tod nach einem Unfall oder Herzversagen, obwohl es die Angehörigen unerbittlich trifft und sie keine Chance hatten sich zu verabschieden? Ist gutes Sterben ein bewusst durchlebtes Leiden und Abschiednehmen, oder stirbt gut, wer bis zum Schluss glaubt, es wird schon nicht geschehen - den Tod also verdrängt? So wie ich es jüngst in einem dramatischen Szenario bei David Rieff, dem Sohn von Susan Sontag, der amerikanischen

³ Posthum veröffentlicht in: Farther Reaches of Human Nature, New York 1971.

Literaturkritikerin gelesen habe. Er beschreibt, mit welcher Wut und Auflehnung sich seine Mutter bis in die letzte Phase ihrer schweren Krebserkrankung gegen den Tod gewehrt hat. Das Buch trägt den erschütternden Titel: „Tod einer Untröstlichen.“⁴ Und der Autor Elias Canetti hat vierzig Jahre ein Tagebuch gegen den Tod geschrieben mit dem Gedanken: „Wir leben auf den Tod zu und gerade deshalb dürfen wir ihn nicht akzeptieren. Denn Krieg und Morden hängen zutiefst mit dem frommen oder resignierten Ja zum Tod zusammen.“⁵ (Canetti, Das Buch gegen den Tod)

Sterben ist zunächst eine einzige große Kränkung. „Der Tod ist eine große Unverschämtheit und ein erbarmungsloser Zerstörer. Er zerstört den Leib. Er schneidet die Fäden durch, die Menschen miteinander verbunden haben.“ (Fulbert Steffensky). Der Tod fügt dem Leben eine Niederlage zu, die größer nicht sein könnte. Ein Mensch, der ans Krankenbett gewiesen ist, befindet sich bereits auf dem Weg in eine solche Niederlage. Vom aufrechten, selbständigen Gang in die Waagerechte gezwungen, steht er nicht mehr auf Augenhöhe zu seiner Umwelt und zu seinen Mitmenschen. Schnell wird er zum Gesprächsthema statt selbst das Gespräch bestimmen zu können. Die Perspektive verschiebt sich, die Waagerechte macht klein und bedroht das Ich, das aus der Position geraten ist. Das führt dazu, dass viele Menschen über das selbstbestimmte Ende des Lebens nachdenken.

Hans Küng leistet an dieser Stelle mit seinem Buch „Glücklich sterben?“ einen kritischen und wichtigen Beitrag zur Debatte.⁶ Er hat Parkinson und lässt keinen Zweifel darüber, dass "irgendwelche Zeichen von Demenz" ihn motivieren würden, sein Leben zu beenden. Sein Grab auf dem Tübinger Stadtfriedhof hat er längst ausgesucht. Es liegt nahe der letzten Ruhestätte seines engen Freundes Walter Jens, dessen langes Sterben er begleitet hat. Er empfinde keine Furcht, sondern glaube fest an ein Leben nach dem Tod, schreibt der 85-Jährige bereits im dritten und letzten Band seiner Memoiren. Küng möchte so sterben, "dass ich noch voll Mensch bin und nicht reduziert auf ein vegetatives System". Seine Aversion gegenüber einem bestimmten christlichen Leidenspathos ist begründet in der Erfahrung der von ihm geleisteten Sterbebegleitung. Sein Misstrauen gegenüber der Rede von einem gottgegebenen, gottverfügtem Leiden wirkt allzu flott ausgesprochener christlicher Moral entgegen. Man könnte es also eher in der Haltung Augustins verorten, die in der Gewissheit lebt: Gott wird uns im nächsten Leben empfangen. Auch sein Fragezeichen hinter einer allzu floskelhaften Rede vom Leben als einem für den Menschen **unverfügbaren Geschenk Gottes** warnt vor vorschnellen ethischen Eindeutigkeiten. Das Leben nach Gottes Willen ist für ihn auch des Menschen Aufgabe.

⁴ David Rieff, Tod einer Untröstlichen, Die letzten Tage von Sudan Sontag, München 2008

⁵ Elias Canetti, Das Buch gegen den Tod, München 2014

⁶ Hans Küng, Glücklich sterben, München 2014

„Es ist in unsere eigene (nicht in fremde!) verantwortliche Verfügung gegeben".⁷ Somit dürfe das Dogma von der „Heiligkeit des Lebens“ nicht bis zur Unmenschlichkeit strapaziert werden.

Unser Leben wird unweigerlich mit einem Abschied enden. Die Frage ist, wie Menschen diesen besonderen Übergang gestalten können. Welche Fragen bewegen sie, welche Hoffnung begleitet sie, mit welcher Gewissheit verlassen sie ihren Erdenweg? Was können wir lernen von Menschen, die vor uns gehen?

Der Schwerkranke ist hilflos und er ist nicht mehr Souverän seines eigenen Lebens. Er hat seine Stärke verloren. Doch hier lernen wir: Das Ziel des Menschen ist nicht seine Verwendbarkeit. Gnade heißt wissen, dass der Mensch sich nicht durch Tauglichkeit definiert. Der Blick auf das Ende des Lebens kann das ganze Leben prägen. Nicht mit Angst und Furcht vor diesem Ende, sondern mit einer Weisheit, die uns am Ende loslassen lässt. Kranke Menschen sind wenig tauglich. Sie können sich nicht durch sich selbst rechtfertigen, nicht durch ihre Arbeit, oft nicht mehr durch ihre Intelligenz oder ihren Witz. Sie sind, weil sie sind. Sie sind nicht, weil sie etwas leisten. Sie lehren uns, dass der Mensch nicht für Zwecke da ist. Wenn wir sie dulden und sichtbar sein lassen, lehren sie uns, was Gnade ist – dass der Mensch ungerechtfertigt da sein darf; nicht gerechtfertigt durch die Größe seiner Taten, seiner Stärken; nicht ausgewiesen durch seine Verwendbarkeit. Es ist ein Ausdruck der Schönheit und Vielfalt des Lebens, wenn eine Gesellschaft Alte, Kranke, Sterbende sichtbar sein lässt. Eine solche Gesellschaft weiß, dass das Ziel des Menschen nicht seine Verwendbarkeit ist, sondern er immer Fragment bleibt. Gegen die Chaosängste alter Zeiten gab es immerhin den Glauben, dass Gott das Zerbrochene ansieht und sich dem Zersplitterten zuneigt. Man war also nicht völlig auf die eigene Ganzheit angewiesen. Die Ganzheitszwänge steigen da, wo der Glaube schwindet. Wer an Gott glaubt, braucht nicht Gott zu sein und Gott zu spielen. Er muss nicht der Gesundeste, der Stärkste, der Schönste, der Erfolgreichste sein. Er ist nicht gezwungen, völliger Souverän seines eigenen Lebens zu sein. Wo aber der Glaube zerbricht, da ist dem Menschen die nicht zu tragende Last der Verantwortung für die eigene Ganzheit auferlegt. Es wächst ein merkwürdiges neues Leiden, das durch überhöhte Erwartung an das Leben und der Subjekte an sich selber entsteht. Mein Körper soll fit sein bis ins hohe Alter, mein Aussehen schön. Mein Beruf soll mich erfüllen. Meine Ehe soll ungetrübt glücklich sein. Der Partner soll der beste Liebhaber sein und die Partnerin die beste Köchin. Die Erziehung der Kinder soll gelingen. Solche Totalitätserwartungen an eine Liebe programmieren ihr Scheitern. So ist das Leben nicht. Die meisten Ehen gelingen halb, und das ist viel. Meistens ist man nur ein halb guter Vater, halb gute Mutter, eine halb gute Lehrerin. Und das ist viel. Das Leben ist endlich, nicht nur weil wir sterben müssen. Die Endlichkeit liegt schon

⁷ Ebd. S. 109

im Leben selbst, im begrenzten Glück, im begrenzten Gelingen, in der begrenzten Ausgefülltheit und eben auch in seiner Fragmentarität, in der Endlichkeit. Hier ist uns nicht versprochen, alles zu sein. Souverän wäre es, die jetzt schon mögliche Güte des Lebens anzunehmen und zu genießen; das Halbe also nicht zu verachten, nur weil das Ganze noch nicht möglich ist. Wenn man in dieser Weise der Endlichkeit fähig wäre, dann brauchte die eigene Bedürftigkeit, Schwäche, vielleicht sogar die Todesnähe nicht in Chaosängste stürzen.⁸

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Ein Ruf aus tiefer Einsamkeit hallt aus der biblischen Passionsgeschichte zu uns. Sie gibt dem Klageruf der sterbenden Menschen eine Stimme. Der Tod zerbricht alle Gemeinschaft, er drängt uns an den Rand der tiefsten Einsamkeit und Verlassenheit. Entgegen der Weisheit des Kirchenvaters Augustinus wurde in der Neuzeit mit einer intensiven medizinischen Versorgung der Todeszeitpunkt für viele Menschen herausgezögert. Zugleich wurde auch durch die gesellschaftlichen und familiären Veränderungen der Tod aus dem familiären Zusammenleben herausgenommen. Heute sterben die meisten Menschen in Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen. So wurden Sterben und Tod über viele Jahre an den Rand des Lebens verdrängt. Gestorben wurde in klar abgegrenzten Territorien der Zuständigkeit und in Tabuzonen, nicht mitten im Leben. Seit einigen Jahren bricht, besonders auch dank der Hospizarbeit, dieses Denken auf. Das Hospiz ist nicht ein Abschiedsort, sondern ein Übergangsort. Einer der altes und neues, vergangenes und kommendes verbindet: im Hören der Ängste und im Lauschen auf die Wünsche und Sehnsüchte.

„Mein Gott, mein Gott“, dieser Ruf schlägt die Brücke aus der Gottverlassenheit in eine Gottesverbundenheit, über alle Niederlagen hinweg. Jesus ruft Gott in sein Leben, in seine Geschichte zurück: Mein Gott, du, den ich anspreche, anrufe, anschreie, du, immer noch mein Gott, auch am Rande meiner größten Niederlage! Diese Worte werden gehört. Von Gott und von Menschen. Denn am Rande dieser Einsamkeit behütet nicht nur Gott. Dort stehen auch die, die Jesus ihr Leben lang begleitet haben. Seine Mutter. Seine treuesten Jünger. Die Frauen, die mit ihm unterwegs waren. Nie waren sie weg. Sie harren aus, bis zum Schluss. Sie betten seinen toten Körper zur letzten Ruhe, kommen wieder am Sonntagmorgen, um seinen Leichnam zu pflegen. Das sind liebevolle Ehrerweise bis zum letzten Atemzug und darüber hinaus. Ausharren – Würde erhalten – und dann Loslassen in aller Demut. Das ist die Kunst des Lebens. Das ist die Gnade des Übergangs.

⁸ Fulbert Steffensky, Der Schmerz und die Gnade der Endlichkeit; in: Hospizarbeit im Evangelischen Johanneswerk e.V., Bd. 7, ohne Jahrgang.

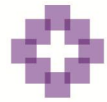


Die verlangt Kraft von denen, die am Ende eines Lebens begleiten. Die Kraft der engsten Angehörigen ist manchmal nicht stark genug, um das Sterben zu tragen. Noch im Gehen stellt Jesus seiner Mutter seinen Freund Johannes an die Seite. Denn letzte Wege sollen nicht allein gegangen werden. Seit dem Kreuz auf Golgatha gibt es Geleit, nicht nur für die, die gehen, sondern auch für die, die zurückbleiben. Was uns heute zum Handeln motiviert, hat eine lange Geschichte. Der Gedanke der treuesten Begleitung am Ende im Hospiz, im Horizont der Gnade findet seinen Ursprung am Kreuz.

Waren es in der Bibel zunächst sechs Werke der Barmherzigkeit, die Jesus in seiner großen Rede vom Weltgericht als Maßstab von Nächstenliebe und Nachfolge nennt, kam unter dem Druck von Verfolgungen, Kriegen und Pestzeiten in der frühen Christenheit schon bald ein siebtes Werk der Barmherzigkeit dazu: Tote begraben. Diese sieben Werke sind der Kanon einer diakonischen Kirche. Im Mittelalter entstand daraus eine eigene Literaturgattung, die die „Ars Moriendi“, die Kunst des heilsamen Sterbens, betonte. Der Tod konnte damals, als man allein 75 Pestjahre zählte, nicht an den Rand der Gesellschaft gerückt werden. Gestorben wurde öffentlich. Unaufhaltsam und unmittelbar. Die Kräfte der Menschen waren dadurch bis aufs Äußerte angespannt. So bemühten sich die Priester, schon die Gesunden für ihre letzte Stunde vorzubereiten, sie predigten über die sogenannten „letzten Dinge“ und gaben Anleitungen zu einem heilsamen Sterben. Von Martin Luther haben wir in diesem Zusammenhang seinen „Sermon von der Bereitung zum Sterben“ (1519).

Besonders berührt mich, dass in diesen Schriften über die „Kunst des heilsamen Sterbens“ der „Amicus“, der „Freund“ eine tragende Rolle spielt. Damals wurde er schon zu gesunden Lebzeiten ausgewählt. Es musste kein Priester sein. So entwickelte sich eine Sterbekultur, in der Menschen, Laien, die Verantwortung füreinander übernahmen. So war es am Ausgang des Mittelalters. Heute ringen wir neu um die Kunst eines heilsamen, guten Sterbens. Doch immer noch ist es ein mühsames Entdecken und wir tun uns schwer mit den Krankheiten, die zum Tode führen.

Sie in der Hospizarbeit übernehmen in diesem Ringen um eine Kultur des heilvollen Sterbens einen wichtigen Dienst. Sie sind „Übersetzer“ des Lebens bis in seine letzten Züge. Sie sprechen direkt zu den Kranken und Sterbenden. Sie geben ihnen „Hospiz“, eine „Herberge“ für die Zeit des Leidens und des Abschieds. Wahrnehmen, mitgehen, zuhören, verstehen, bleiben - das sind die grundlegenden Bewegungen Ihrer Arbeit. In dem Menschen, der seine Position im Leben verloren hat, einen Menschen zu sehen, der von Gott geliebt und gewürdigt ist, der immer noch sein Ebenbild ist und bleiben wird und ihm das auch zu vermitteln, ist der tiefste Ausdruck der



Nächstenliebe und Grundlage dieser Freundschaft auf Zeit. „Ich war krank und ihr habt mich besucht“ - eine Grundbewegung in der Nachfolge Jesu Christi, weil sie uns mit dem in Berührung bringt, was Jesus in aller Tiefe erlebt und erlitten hat. So begegnen sich Gesunder und Kranker, gestützt durch das, was sie beide mitbringen in diese Zeit, getragen durch das, was unser Glaube für uns bereit hält: ein biblischer Vers vielleicht. Ein Lied aus dem Gesangbuch. Ein Segensvers. Das Vaterunser. Vielleicht auch die Beichte und das Abendmahl, das Sie gemeinsam mit dem Kranken halten und feiern. Geborgen in geprägte Formen gestaltet sich ein Miteinander auf Zeit, bei dem beide geben und empfangen. Freunde des Lebens, Sie und der Mensch, der Ihnen und uns schon ein Stück voraus ist, näher bereits an dem neuen Leben in Gottes Herrlichkeit.

Aus dieser Haltung heraus sprechen Sie für den Kranken. „Der Sterbende und seine Bedürfnisse stehen im Mittelpunkt“ – diesen Grundsatz der Hospizarbeit kann man nicht oft genug wiederholen. Nicht der Sterbende hat sich nach Strukturen der Institutionen zu richten, sondern sie müssen sich nach ihm richten. Die Würde des Kranken bestimmt das Geschehen. Das ist die immer noch nötige Forderung, für die wir uns weiter gemeinsam stark machen müssen. Oft braucht das Übersetzungsarbeit von dem nahen Freund des Kranken, der mehr weiß als alle und Fürsprache hält und vermittelt. Übersetzungsarbeit auch in die Familien, die mit dem Endgültigen konfrontiert, ein Sprachrohr brauchen und zugleich ein hörwilliges Ohr. Auch hier gilt: wahrnehmen, mitgehen, zuhören, verstehen, bleiben.

Und da sind noch die Gesunden, die sich so schwer tun mit dem Tod in der Mitte der Gesellschaft. Auch für diese leisten Sie Übersetzung. Sie holen das Sterben und den Tod als Tabu aus seiner Ecke zurück ins Leben und pflegen die Kultur eines heilvollen Sterbens, leben vor, wie es gehen kann. Und bleiben dabei wahrscheinlich manches Mal unverstanden von anderen. In Gesprächen mit Ihren Kolleginnen und Kollegen im Hospizdienst begegnet mir immer wieder die Erfahrung, dass es selbst für das enge Umfeld fremd ist und oft auch bleibt, warum ein gesunder Mensch sich bewusst der Begleitung der letzten Lebensmonate widmet.

Doch angesichts der Zahlen von Pflegebedürftigen, angesichts der vielen Single-Haushalte gilt es neben den hauptamtlichen auch die ehrenamtlichen, die familiäre und nachbarschaftliche Netze zu stärken. Das Pflegesetting der Zukunft lebt aus einer guten Kooperation zwischen Pflegefachkräften, Angehörigen und Freiwilligen – ob in stationären Einrichtungen oder im Wohnquartier. Professionelle und lebensweltliche Hilfen müssen verschränkt werden. Zuerst und vor allem müssen Pflegehaushalte stabilisiert und unterstützt werden. Das gilt auch im Blick auf die zeitweilige Freistellung Erwerbstätiger für Pflegeaufgaben in der Familie. Pflegende und

Begleitende sind gemeinsam Kommunikatoren und Gemeinwesenarbeitende – Menschen, die Beziehungsnetze knüpfen, in denen andere gut aufgehoben sind.⁹

So sorgen Sie mit dafür, dass Sterben und Tod ihren Schrecken verlieren und ein Umdenken möglich wird: Man muss aufhören können zu siegen. Man muss aufhören können, die Krankheit und den Tod unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu bekämpfen. Keine Krankheit darf die Würde, die dem Menschen von Gott mitgegeben ist, so zerstören, dass er seine Gottebenbildlichkeit verliert, nicht in seiner eigenen Wahrnehmung und nicht in der Wahrnehmung derer, die ihm einmal auf Augenhöhe begegnet sind. Das ist unser gemeinsamer Auftrag. Und es ist nicht nur ein Zeichen von Nächstenliebe, sondern ein wichtiger Beitrag für eine humane Gesellschaft.

Gemeinsam mit der Palliativmedizin, aber auch als wichtiges Gegenüber zu den rein medizinischen Fragen gestalten Sie mit der Hospizarbeit ein Leben in Würde bis zum letzten Augenblick. Ich wünsche Ihnen und uns, dass Sie viele Möglichkeiten haben, Ihre Erfahrungen in die Gemeinden unserer Landeskirchen zu tragen, dass der Nachhall von Golgatha, Gott mitten ins Leben und eben auch mitten ins Sterben ruft. Das sind hohe Anforderungen an Sie. Übersetzungsarbeit fordert viel von dem Freund, der Freundin des Lebens, zu dem auch das Sterben gehört. Das kann nur jemand, der begegnungs- und sprachfähig ist und eine Quelle hat, aus der er oder sie schöpft. Viele von Ihnen erzählen, wie bereichernd dieser Freundschaftsdienst an Sterbenden ist und wie viel Sie mitnehmen aus der Zeit der Begleitung. Doch es erschöpft auch. Hospizarbeit darf nicht Nächstenliebe ohne Grenzen werden. Und so bitte ich Sie: Nehmen Sie sich ein Beispiel an dem, der uns die Werke der Barmherzigkeit aufgetragen hat. Jesus war nah bei den Menschen, hat sie in einzigartiger Weise gesehen, wahrgenommen und begleitet. Aber er ist auch immer wieder gegangen, um für sich zu sein. Hat das Alleinsein gesucht und die Nähe zu seinem himmlischen Vater. Zum Tun der Barmherzigkeit gehört auch die Barmherzigkeit mit sich selbst. Loslassen, aufstehen und weitergehen sind Grundbewegungen seines Lebens gewesen, nehmen wir uns daran ein gutes Beispiel.

Gott segne Sie und Ihren Dienst!

⁹ Vgl. W. Huber, Gelebte Ethik in den Häusern der Diakonie – insbesondere in Blick auf die Pflegekultur, Vortrag vor der Mitgliederversammlung des Kaiserswerther Verbandes deutscher Diakonissen-Mutterhäuser e.V. am 20. September 2012 in Berlin.